

(Nachdruck verboten.)

81

## Ein gewöhnlicher Fall.

Erzählung von W. Korolenko.

„Nun, und was weiter?“ fragte Nja Petrowitsch.

„Ja, freilich! Nichts weiter“, antwortete Pawel Semjonitsch. — „Nur ein gewisses Mißverhältnis. Eine große That . . . und plötzlich — verzinsen! Und doch war er ein aufrichtiger, guter Mensch und nicht ohne Heroismus. Aber das alles hat er für „das Mittel“ verbraucht . . . Und doch sagten viele: „Geschwäh! Schließlich doch Hunderttausend!“ Bald hat es sich herausgestellt, daß Kalugin in einem einsamen Hotelzimmer erschossen aufgefunden wurde. Er hielt es sogar für überflüssig, über das Geld zu bestimmen, so blieb auch die ganze Summe . . . Noch am Vorabend jenes Tages sah ich ihn in einer Gesellschaft und niemand bemerkte etwas Besonderes. Alle sagten nur: Wirklich ein braver Mensch von großem Charakter, aber, mein Gott, wie langweilig! . . .“

„Sm! Ja! Interessant“, sagte Nja Petrowitsch. „Aber worauf bezieht sich das?“

„Es bezieht sich eben darauf, daß man nicht ohne weiteres darüber weggehen kann . . . Komplizierte Sache. So auch Budnikow . . . Sie sagen: Geschwäh! Und ich sage Ihnen, Sie haben unrecht. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er zu seiner Zeit alles aufrichtig gesprochen hat, Glauben an sich hatte, wirklich jung war, sich nach etwas sehnte und in der That gewisse Ziele hatte . . . Ich habe später seinen Briefwechsel mit seinem verbannten Freunde zu Gesicht bekommen. Glauben Sie mir, ich konnte mir nicht denken, daß dies alles derselbe Mensch geschrieben hat . . . Und dann . . . Wie soll ich es klarer ausdrücken . . . Allmählich wurde alles abstrakt. Das Ziel des Lebens . . . Dieser Jugendtraum trennte sich vom Leben . . . rückte irgendwohin in die Ferne und für das tägliche Leben blieben nur allein . . . die „Mittel“: Die Mieter, der Stuck, der Mietzins, die Hausarbeit und das wachsende Kapital. Nun, verstehen Sie, all das überschwemmte zuletzt alle Winkel der Seele . . . Der Mensch bleibt, wie soll ich es Ihnen sagen, — nun mit einem Wort . . . ohne Heiligtum . . . das ist's.“

3.

Pawel Semjonitsch hielt mit Zeichen deutlicher Erregung inne und begann, sich eine Cigarette zu drehen. Unter den Reisenden herrschte gleichsam ein verlegenes Schweigen.

„Und Sie, Sie sind noch immer derselbe Sonderling?“ fragte Nja Petrowitsch im Tone einer leisen Unzufriedenheit. — „Nun, was ist denn da gar Besonderes geschehen? . . . Der Mensch lebte halt auf seine Weise. Gut! . . . Hat Gefallen an angenehmen Reizen . . . und es schadet ihm nichts. Sie sagten doch selbst: Notwanng, Seelenruhe, gesundes Leben, versorgt . . . Gewiß hat er manche Sonderheiten. Wer hat halt keine? Und Sie, Sie machen Gott weiß was daraus. Regen sich auf und solche Worte . . . Heiligtum . . . Was hat das mit einem Heiligtum zu thun, bitte schön? Ich verstehe nicht, wo ist da der Zusammenhang?“

Am Schlusse dieser Rede steigerte sich die Unzufriedenheit des Sprechers bedeutend. Scheinbar war es ein Mensch von nüchternem Verstand, der schon die Erwähnung eines Heiligtums für unangebracht hielt, ja sogar für verlegend . . .

Pawel Semjonitsch schaute ihn, wie es schien, mit einer gewissen Verwunderung an, fuhr aber dann, von seinem Gedanken beschäftigt, fort: „Freilich ist das alles wirklich gewöhnlich und liegt so zu sagen in der Natur der Sache . . . Herr Budnikow kam, wissen Sie, zuerst allen rätselhaft vor, flößte sogar Mißtrauen und Furcht ein . . . Nachher gewöhnte man sich an ihn und er wurde, so zu sagen, nur so eine bekannte Erscheinung: Ein ordentlicher, zwar etwas sonderbarer Herr, der aber niemand störte. Dann begannen, man weiß nicht woher, schadenfrohe Gerüchte zu circulieren. Man sagte nämlich, daß dieser Simeon Nikolajewitsch auf irgend eine Art Helene um eine große Summe beraubt hätte . . .“

„Nun, das ist dummes Zeug, glaube ich“, sagte Nja Petrowitsch, „er sah nicht wie ein Räuber aus.“

„Na eben, was wäre das für ein Räuber . . . keine Spur

von Mohnlichkeit. In diesen Spießbürgern, wissen Sie, steckt so eine Art Romantik. Menschen, die ihnen etwas sonderbar vorkommen, sind für sie entweder Helden oder Bösewichter.“

„Ja, es muß doch aber einen Grund gehabt haben.“

„Ein Grund, wenn Sie wollen, war schon vorhanden. Ein Raub oder so eine verruchte That war es nicht, aber immerhin eine dunkle Geschichte mit unsicheren Details, so zu sagen. Sehen Sie . . . als er da mit Helene anbandelte . . . Vielleicht machte er da Versprechungen, ich weiß es nicht, aber scheinbar hat sich Budnikow, wie so und so viele andre ehrliche Menschen unter solchen Umständen, verpflichtet gefühlt, irgend etwas zu thun und er fand nichts Besseres als ihr ein Los der Staatslotterie zu schenken . . . Einmal rief er sie zu sich, nahm drei Lose heraus, legte sie auf den Tisch und strich mit der Hand darüber und sagte: Schau, mit jedem dieser Papiere kannst Du zweihunderttausend Rubel gewinnen. Eins davon schenk' ich Dir, welches Du willst. Greif' zu zu Deinem Glück. Sie rührte sich nicht, sie genierte sich. „Gut“, sagte dann Budnikow, „das soll Dein Los sein“. Nahm ein Los und machte darauf mit dem Bleistift zwei Striche, recht scharf, mit Nachdruck. Man sah, daß das sein fester Wille war. Er bestimmte es unwiderruflich für sie mit allem, was daraus folgte. „Siehst Du“, sagte er, „das Papier gehört Dir und wenn Du zweihunderttausend Rubel gewinnst, so werden sie auch Deine sein . . .“ und legte die Scheine in den Schreibtisch zurück . . . Da mußte aber doch das Unglück passieren . . . Da arbeitet dort in Petersburg die Maschine, wirst, wissen Sie, eine Nummer nach der andren heraus . . . und eins von diesen drei Losen gewinnt fünfundsiebzigtausend.“

„Ein merkwürdiges Unglück“, sagte Nja Petrowitsch lächelnd.

„Ja, freilich, von gewöhnlichem Standpunkte ist es eher ein Glück . . . Wenn aber einer, so zu sagen, eine specielle Untersuchung über diese Fälle anstellt und den weiteren Lebenslauf dieser Glücklichen verfolgt hätte, so könnte, glaube ich, ein lehrreiches Buch dabei herauskommen . . . Wie dem auch sei: Auf eines dieser Lose fiel also der Gewinn und obwohl die Sache dunkel war, bin ich doch überzeugt, daß alles ungefähr folgendermaßen vor sich ging. Eines schönen Tages schaut sich Budnikow die Gewinnliste an und sieht, daß bei seiner Nummer ein großer Gewinn steht. Null, Null, sechs-hundertachtzehn! Vorzüglich! Er hatte nämlich 617, 618, 619 . . . Da entsinnt er sich plötzlich, daß er Helene ein Los geschenkt hat, selbstverständlich 617. Er weiß ganz genau, daß er für sie das erste Los in der Reihe bestimmt hat. Folglich 617. Als er aber die Lose herausnimmt, sieht er, daß die zwei Striche auf 618 stehen.“

„Ach! Zum Teufel!“ entrang es sich Nja Petrowitsch. „Das ist eine schöne Geschichte!“

„Ja, eben eine Geschichte . . . und sogar eine sehr dumme. Jetzt fragt es sich, wie sind die Striche auf diese Nummer geraten, wo er doch wahrscheinlich an eine andre dachte. Ein Fehler, ein mechanischer Handgriff, ein sinnloser Zufall . . . und eben ihm zur Folge wird Helene, das dumme Weib, das nichts versteht, nicht einmal über das Geld zu verfügen weiß, ihm, denken Sie, nämlich Herrn Budnikow selbst, so zu sagen, eine große Summe wegnehmen! Das ist doch ein Unsinn, nicht wahr? Er hat Bildung, er hat Ziele . . . er hatte einst Ziele . . . kann sie auch wieder haben. Vielleicht bestimmt er dieses Geld für ein gutes Werk, wenn nicht die ganze Summe, so doch wenigstens die Zinsen davon. Er wird wieder an seinen Freund schreiben, ihn um Rat bitten. Und sie, was ist sie denn? Ein Tier mit runden Formen und schönen Augen, aus denen man eigentlich nicht klug werden kann, was darin steckt, die Dummheit eines Kalbes oder die Unschuld eines Säuglings, der, so zu sagen, noch nicht zum bewußten Leben erwacht ist? Kurzum, vielleicht irre ich, aber ich denke mich an seiner Stelle . . . Verzeihung, denken Sie sich auch an seine Stelle . . . Unbedingt müßten dann einem alle diese und ähnliche Gedanken im Kopfe herumschwirren.“

Von seiten Nja Petrowitsch's vernahm man einen undeutlichen Laut, den man als einen Protest auslegen konnte.

„Entschuldigen Sie“, sagte der Erzähler, „freilich ich irre mich vielleicht . . . Ich spreche von mir selbst. Mir wären schon solche Gedanken gekommen, denn der Gedanke, oder sagen wir, der Wunsch, oder noch besser, die Begierde, das ist,

so zu sagen, eine nimmermüde Natter. Lesen Sie doch die Geschichte der Heiligen . . . Sie waren doch wirklich die Gerechten und doch suchten Sie sich dadurch zu retten, daß sie das Leben flohen. Sie töteten ihr Fleisch, hatten Engelserscheinungen und unter all dieser Erleuchtung regt sich irgendwo in der dunklen Tiefe, auf dem Grunde selbst, in den geheimen Winkeln der Seele, so zu sagen, etwas . . . das plötzlich zum Vorschein kommt. Und man braucht, wissen Sie . . . Verzeihung, ich rege mich wieder etwas auf . . . man braucht, sage ich, ein gewisses Feuer, einen Schwung, eine gehobene Stimmung . . ."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Teure Stunden.

Von Anton Tschschow.

Ein gebildeter Mensch muß unbedingt einige lebende Sprachen kennen. Das sah Worotow sehr wohl ein, als er nach Absolvierung der Universität wissenschaftlich zu arbeiten begann.

„Das geht so nicht!“ sagte er atemlos. (Ungeachtet seiner 26 Jahre war er sehr korpulent und litt bereits an Asthma.) „Das geht wirklich so nicht! Ohne lebende Sprachen fange ich besser erst gar nicht mit der Arbeit an.“

Und er beschloß, sich durch die Zeitung einen Lehrer für die deutsche und französische Sprache zu besorgen.

Als er einige Tage später in seinem Kabinett arbeitete, meldete der Diener eine Dame.

„Ich lasse bitten!“ sagte Worotow.

Ins Kabinett trat eine junge, hypermodern gekleidete Dame, welche sich als die Lehrerin der französischen Sprache Alice Ossipowna Anquet vorstellte.

„Sehr angenehm! Bitte, nehmen Sie Platz!“ sagte Worotow atemlos und mit der Hand den Kragen seines Nachthemdes verdeckend. (Um leichter zu atmen, arbeitete er immer im Nachthemd.) „Sie kommen auf mein Inserat in der „Kowoje Wremja“? Sehr angenehm!“

Während er mit ihr sprach, blickte er die Französin von Zeit zu Zeit verlegen und neugierig an. Sie war wirklich sehr hübsch, dabei noch recht jung. Nach ihrem blaffen Gesicht, den kurzen, krausen Haaren und der unnatürlich schmalen Taille zu schließen, hätte er sie für höchstens achtzehn gehalten; aber beim Anblick ihrer breiten, gut entwickelten Schultern und ihrer strengen Augen entschied Worotow, sie müsse mindestens dreiundzwanzig, vielleicht sogar ganze fünfundzwanzig sein. Der Ausdruck ihres Gesichts war kalt, geschäftsmäßig, wie der eines Menschen, welcher in Geschäften gekommen ist. Ihre Züge blieben unverändert, und nur einmal, als sie erfuhr, hier wären nicht Kinder, sondern ein erwachsener, dicker Mann zu unterrichten, erschien auf ihrem Gesicht ein flüchtiges Bedenken.

„Also, Alice Ossipowna“, sagte Worotow, wir werden uns täglich von 7 bis 8 Uhr abends beschäftigen. Mit Ihrem Preise — einen Rubel pro Stunde — bin ich einverstanden. Meinetswegen . . .“

Als sie gegangen war, blieb ein leichter, sehr zarter Duft nach Frauenkleidern im Zimmer zurück. Worotow nahm seine Arbeit nicht wieder auf, sondern strich mit der Hand nachdenklich über das grüne Tuch des Schreibtisches und stellte Betrachtungen an.

Ein Mädchen, das sich kein Stückchen Brot selbst verdient, — alle mögliche Hochachtung, dachte er. Andererseits aber ist es doch recht bitter, daß die Rot selbst solch schöne nette Mädchen nicht verschont, daß auch sie den Kampf ums Dasein kämpfen müssen. Schrecklich! . . .

Da er noch niemals tugendhafte Französinen zu Gesicht bekommen hatte, dachte er auch von der hyperlegant gekleideten Lehrerin mit den gut entwickelten Schultern und der unnatürlich schmalen Taille: jedenfalls hat sie außer den Stunden noch einen Erwerbszweig!

Am nächsten Abend, fünf Minuten vor sieben, erschien Alice Ossipowna, rosig vor Kälte. Sie schlug die mitgebrachte Grammatik auf und begann ohne weitere Vorrede:

„Die französische Sprache hat 26 Buchstaben. Der erste Buchstabe heißt a, der zweite b . . .“

„Pardon!“ unterbrach sie Worotow lächelnd. „Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß diese Methode für mich wohl nicht zweckmäßig sein dürfte. Die Sache ist nämlich die: ich verstehe sehr gut russisch, lateinisch und griechisch, habe vergleichende Sprachkunde getrieben und meine deshalb, wir können die Grammatik ganz fortlassen und gleich zur Lektüre irgend eines Schriftstellers übergehen.“

Die Französin blickte ihn zweifelnd an. Augenscheinlich kam ihr dieser Vorschlag naiv und unsinnig vor. Hätte ein Kind ihr diesen sonderbaren Vorschlag gemacht, so wäre sie wahrscheinlich böse geworden und hätte geschrien, aber da es ein erwachsener, sehr dicker Mann war, den man nicht gut anschreien konnte, so zuckte sie kaum merklich die Achseln und sagte nur:

„Wie Sie wollen.“

Worotow suchte in in seinem Bücherschrank und nahm ein abgegriffenes französisches Buch heraus.

„Wird das genügen?“ fragte er.

„Ganz gleich.“

„Dann wollen wir also anfangen. Fangen wir mit dem Titel an . . . Mémoires . . .“

„Erinnerungen . . .“ überlesete Fräulein Anquet.

„Erinnerungen . . .“ wiederholte Worotow.

Gutmütig lächelnd und schwer atmend, quälte er sich eine Viertelstunde mit dem Worte „Mémoires“ und ebenso lange mit dem Wort „de“ ab. Das ermüdete Alice Ossipowna. Sie begann seine Fragen träge zu beantworten, verwirrte sich, verstand ihren Schüler augenscheinlich schlecht und bemühte sich auch gar nicht, ihn zu verstehen. Worotow legte ihr Fragen vor, betrachtete dabei ihren blonden Kopf und dachte:

Ihre Haare sind nicht von Natur so lodig; sie brennt sie. Merkwürdig! Arbeitet den ganzen Tag und hat doch noch Lust, sich die Haare zu kämeln!

Punkt 8 Uhr stand sie auf und entfernte sich mit einem trockenen, kalten: „Au revoir, Monsieur!“ Wieder blieb derselbe zarte, feine, aufregende Duft im Zimmer zurück, und wieder that der Schüler lange Zeit nichts, sondern saß am Schreibtisch und dachte.

In den nächsten Tagen überzeugte sich Worotow bald, daß seine Lehrerin zwar ein nettes, ernstes, pünktliches Mädchen sei, aber Erwachsene nicht zu unterrichten verstände; er beschloß daher keine Zeit zu verlieren, sondern einen andren Lehrer zu nehmen. Als sie zum siebentennmal kam, zog er ein Koudert mit sieben Rubeln aus der Tasche und begann sehr verwirrt:

„Entschuldigen Sie, Alice Ossipowna, aber ich muß Ihnen sagen . . . ich sehe mich genötigt . . .“

Als sie das Couvert erblickte, erriet die Französin, worum es sich handelte, und zum erstenmal sah Worotow ihr Gesicht bebend und den kalten, geschäftsmäßigen Ausdruck verschwinden. Sie errötete leicht und begann mit gesenkten Augen nervös an ihrer dünnen, goldenen Kette zu spielen. Als er ihre Verstärkung sah, begriff Worotow, wie teuer diese Rubel ihr seien, wie schwer es ihr fallen müßte, diesen Verdienst einzubüßen.

„Ich muß Ihnen sagen . . .“ murmelte er, noch verwirrt werdend, während in seiner Brust etwas zu klopfen begann.

Er steckte das Couvert hastig in die Tasche und fuhr fort:

„Entschuldigen Sie, ich . . . ich verlasse Sie für zehn Minuten . . .“

Er that, als ob er gar nicht kündigen, sondern nur um Erlaubnis hätte bitten wollen, sie für kurze Zeit allein zu lassen, ging ins andre Zimmer und saß dort zehn Minuten. Dann kehrte er noch verwirrt zurück. Der Gedanke, daß sie seine Abwesenheit irgendwie auf ihre Weise deuten könnte, war ihm sehr unangenehm.

Und die Stunden nahmen ihren Fortgang.

Worotow freilich hatte jede Lust verloren. Da er wußte, daß doch nichts dabei herauskäme, ließ er der Französin freien Willen und unterbrach sie nie mehr mit Fragen wie am Anfang. Sie überlegte also, wie sie wollte, bisweilen zehn Seiten in einer Stunde, während ihr Schüler sich langweilte, schwer atmend und zur Zerstreuung ihr blondes Köpfchen, den Hals, die zarten, weißen Hände betrachtete oder den Duft ihrer Kleider einatmete . . .

Wenn er sich auf bösen Gedanken ertappte, schämte er sich, andererseits aber ärgerte es ihn, daß sie immer so kalt, so geschäftsmäßig war, nicht ein einzigesmal lächelte, gerade als ob sie fürchtete, er könnte sich einmal unversehens gegen sie vergessen.

Eines Abends kam Alice Ossipowna in einem eleganten, etwas defolletierten, rosa Kleide zur Stunde. Sie entschuldigte sich, sie könnte dieses Mal nur eine halbe Stunde geben, weil sie von Worotow direkt zum Ball gehen wollte.

Der Schüler betrachtete ihren Hals, den teilweise entblößten Rücken und glaubte mit einemmale zu verstehen, warum diese Französinnen den Auf haben, leichtsinnig zu sein, leicht zu fallen. Ohne eine Ahnung von seinen Gedanken zu haben, wahrscheinlich auch ohne Interesse für dieselben blätterte Alice Ossipowna schnell die Seiten um und begann mit Vollstimmigkeit zu überlesen.

Einmal kam sie schon um 6 und entschuldigte sich, sie möchte um 7 nach dem Theater. Worotow kleidete sich nach der Stunde rasch an und fuhr auch ins Theater, wie er sich einredete, nur um sich zu erholen, sich zu zerstreuen. Er wollte nicht zugeben, daß ein ernst, forpulerter, geistig thätiger Mann seine Arbeit hinwerfen und ins Theater fahren könnte, um dort ein wenig intelligentes, ihm wenig bekanntes, ihm wenig interessierendes Mädchen zu treffen . . .

Und dennoch schlug ihm aus irgend einem Grunde in der Pause das Herz; er lief ungeduldig durch das Foyer, und ihm wurde traurig zu Mute, als die Pause zu Ende ging. Als er aber das bekannte rosa Kleid und die hübschen Schultern unter dem Tüll bemerkte, zog sich sein Herz zusammen wie in der Vorahnung kommenden Glückes. Er lächelte froh und empfand plötzlich zum erstenmal in seinem Leben ein Gefühl der Eifersucht: Alice Ossipowna ging mit zwei Studenten. Sie lachte, sprach laut und kokettierte stark. So hatte Worotow sie noch nie gesehen. Augenscheinlich war sie glücklich und zufrieden. Aber warum? Weshalb? Vielleicht weil diese Leute ihr nahe standen, aus ihrer Sphäre waren? . . . Und Worotow fühlte einen tiefen Abgrund zwischen sich und dieser Sphäre. Er grüßte seine Lehrerin. Sie dankte kalt und ging schnell vorüber. Augenscheinlich sollten ihre Kavaliere nicht erfahren, daß sie Schüler hatte, daß sie für Geld Unterricht erteilte.

Nach der Begegnung im Theater begriff Worotow, daß er verliert sei . . . Während der nächsten Stunden kämpfte er schon nicht

mehr mit sich und seinen unreinen Gedanken, sondern verschlang seine schöne, elegante Lehrerin mit den Augen. Das Gesicht Alice Ossipowna war nach wie vor kalt. Punkt 8 Uhr jeden Abends sagte sie ruhig: „Au revoir, Monsieur!“ und er fühlte, daß er ihr stets so gleichgültig bleiben werde wie jetzt, daß seine Lage hoffnungslos sei.

Wüstweilen begann er mitten in der Stunde zu träumen, zu hoffen, Pläne zu entwerfen, in Gedanken Liebeserklärungen zu machen. Dann erinnerte er sich, daß die Französinen leichtsinnig, unberechenbar seien, aber ein Blick in das Gesicht seiner Lehrerin genügte, diese Gedanken augenblicklich zu unterdrücken.

Einmal hielt er es nicht mehr aus. Als sie nach der Stunde aus dem Kabinett ins Wohnzimmer gehen wollte, trat er ihr in den Weg und begann atemlos eine Liebeserklärung zu stammeln:

„Sie sind mir teuer! Ich . . . ich liebe Sie! Gestatten Sie mir zu sprechen!“

Alice Ossipowna erblaßte — wahrscheinlich aus Furcht bei dem Gedanken, daß sie nach dieser Erklärung nicht mehr hierherkommen und einen Mubel pro Stunde verdienen könnte — sie machte erschreckte Augen und schlüpfte:

„Ach bitte, nein! Sprechen Sie nicht so, ich bitte Sie! Das darf nicht sein!“

Worotow schlief vor Scham die ganze Nacht nicht und schalt sich. Augenblicklich hatte er mit seiner Erklärung das Mädchen beleidigt, es für immer von sich geschleudert. Er beschloß, am nächsten Morgen sich ihre Adresse zu besorgen und einen Entschuldigungsbrief zu schreiben. Aber sie kam auch ohne Brief. Zuerst fühlte sie sich etwas unbehaglich, dann aber öffnete sie das Buch und begann schnell und gewandt wie immer zu überlegen. . . .

Sie kommt nach wie vor: vier Bücher sind bereits übersetzt, aber Worotow weiß bis jetzt nur das eine Wort „Mémoires“, und wenn man ihn nach seinen französischen Sprachkenntnissen fragt, winkt er bloß mit der Hand und beginnt schnell vom Wetter zu sprechen. —

### Kleines feuilleton.

tp. Wenn es Herbst wird . . . Am Vormittage lag wie ein dumpfer Druck die Hitze über den Bäumen. Ein verspäteter Sommertag hatte sich eingestellt und tauchte schon am frühen Morgen den Wald in Licht und Wärme. Wie im letzten Glanz war's, ein Abschiednehmen. Matt hing das Laub und verblaßt; lebensmüde senkten sich die Farnwedel, die Halme und verdochneten Blüten. Es ging ans Sterben. Und auch der helle, wärmende Strahl rief weder die bunten, leuchtenden Farben, noch die freudige, straffe Lebensfrische zurück.

Nicht alle Blätter sterben gern. Einige seufzen und wimmern ängstlich im Wind; sie klammern sich mit zitternder Faser an den leise knarrenden Zweig, und zuweilen geht's wie ein gelinder Aufschrei von ihnen aus. Andre hängen gleichmütig, in philosophischer Ruhe, am Stengel, als kümmerle sie das große Dunkel nicht, das überall mit leisem Singen lockt. Und wieder andre glaubten wohl nicht an das spurlose Vergehen und Verderben und schidten helle, zuversichtliche Töne in die seltsame Sinfonie. Aber auch Spötter giebt's. Die lichern und lachen mit eitler Ueberhebung hinein in das Konzert und höhnen die Kengstlichen, als sei ihnen das ewige Leben sicher. Die Fürtwichtigen! Eine kurze Zeit noch, dann werden sie ächzen im tödenden Sturme . . .

Spielt im Frühling der Regen seine stille, gleichmäßige Weise, dann ist's wie Erquickung und mühsam gedämpftes Jauchzen; wie jugendliche Neugierde tönt's hindurch und aufsteigende Kraft, die in den Fesseln murt. Wenn es Herbst wird, klagt Regen und Wald in heimlicher Wehmut. Raschelt der Sang in den Blättern, so tönt's wie ein verborgenes Schließen heraus, und unwillkürlich schweift der Blick hinüber zum Ader, wo jüngst die gelben Halme fielen, weil scharfe Sensen klingend durch das Korn rauschten. Jetzt sieht unser Auge auf Stoppelfelder, auf graue, öde Weiden. Und doch ist's fast wie damals, als der Bauer mit dem Wehsein über die Schneide fuhr. Nur heimlicher tönt's, versteckter; man weiß nicht, woher es kommt. Und so milde, so vorsichtig und geruhfam ist's, als hätt's keine Eile damit. Als sollten erst alle in den Schlaf gesungen werden, ehe der große Würger kommt. Denn kommen wird er — und nicht leise. Mit harter Faust wird er das Laub von den Bäumen streifen und Ast und Wipfel brechen. Aus allen Zweigen wird's schreien, und schrille Dissonanzen werden den Wald durchheulen . . .

— Der Einfluss des Sonnenscheins auf die Bevölkerungsdiichte und kulturelle Verhältnisse. Professor Lugeon von der Universität Lausanne hat in einer vor einiger Zeit erschienenen Schrift zu zeigen versucht, daß das Maß des Sonnenscheins auf die Verteilung der Bevölkerung einer Gegend in merkwürdiger Weise einwirken kann. Er betrachtet, dem „Globus“ zufolge, die Bevölkerung des Rhonehals zwischen Martigny und dem Rhonegletscher und verweist darauf, daß in jenem Landesteil das linke Ufer eine Einwohnerzahl von 20 000, das rechte aber eine solche von 34 000 Seelen habe. Dieser Unterschied in der Bevölkerungsdiichte komme teilweise zweifellos daher, daß das rechte, mehr hügelige Ufer sich besser für die Siedelung eigne; noch mehr aber hänge sie vom Maße des Sonnenscheins ab, der auf beiden Ufern sehr verschieden sei. In gewissen Teilen des untersuchten Gebietes, wo auf beiden Ufern die gleichen

topographischen Verhältnisse herrschten, betrage die Bevölkerung auf der der Sonne ausgekehrten Seite gegen 3000 Seelen, während sie auf der andren Seite, die im Sonnenschatten liegt, kaum 700 bis 800 Seelen zähle. Von einer oder zwei Ausnahmen abgesehen, lägen alle Dörfer auf dem der Sonne ausgekehrten Ufer. Dieser Einfluss des Sonnenscheins bezw. des Mangels davon äußere sich auch im physischen Charakter und in den Lebensgewohnheiten der Bevölkerung beider Ufer. Auf dem rechten, also dem sonnigen Ufer, zeigten die Bewohner mehr Leichtigkeit, mehr Wohlhabenheit und einen höheren Kulturgrad als die auf dem andren Ufer, und jene „Sonnenaristokratie“ schau mit einer gewissen Veringschätzung auf die inferiore Bevölkerung des Schattenufers herab. Das Dorf Redingen habe zwei verschiedene Kasten, deren Entstehung ihren letzten Grund in der Verschiedenheit des Sonnenscheins habe, dem sie ausgesetzt wären. —

### Geschichtliches.

re. Ein Leidensgefährte Schubarts. Den Hohenasperg nennt jeder als die „Fürstengruft“, in der Herzog Karl Eugen von Württemberg wegen heftiger Angriffe auf sein tyrannisches Regiment den freiheitsliebenden Christian Schubart, den ersten deutschen Journalisten mehr als zehn Jahre lang (1777—1787) lebendig begrub. Während dieser Zeit berührt sich mit dem Lebenswege des unglücklichen Schriftstellers die abenteuerliche Laufbahn eines Mannes, der von Anbeginn ein Leidensgefährte Schubarts genannt werden muß, obwohl er zunächst zu seinen Kerkergefeuern gehörte, erst in den letzten Jahren sein Kerkergenosse wurde. Johann Steining er hieß diese merkwürdige Soldatengestalt. Er hat zu Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts selber sein buntschiediges Kriegsknechtleben geschildert, als er im hohen Alter auf demselben Hohenasperg das lange Gnadenbrot eines Invaliden aß, wo er einstmal seine württembergische Karriere begonnen hatte. Das war im Jahre 1779. Steining er war aus Turin von dem sardinischen Regiment, bei dem er gleich seinem Vater, einem hier gestrandeten württembergischen Deserteur, in Diensten stand, fahnenflüchtig geworden, um sich ein wenig in der Welt umzuthun. Das hat er in den nächsten 36 Jahren ausgiebig besorgt. Ist er doch in dieser Zeit nicht weniger als dreizehnmal desertiert, wie es dazumal unzählige Leute machten, die es bloß auf das „Handgeld“ des Angeworbenen abgesehen hatten und dann bei erster Gelegenheit das Weite suchten, um den Erid anderswo zu erneuern. Steining er ist auf diese Weise ziemlich in aller Herren Länder umhergekommen. Der Beginn seiner Banderjahre also brachte ihn 1779 nach der württembergischen Heimat seiner Eltern. Da er noch die sardinische Uniform trug, so ward er in Rübigen gleich als Deserteur erlannt. Als solcher hatte er in jener guten, alten Zeit auf schwäbischen Boden gar keine Wahl, was nun weiter mit ihm werden sollte. Alle Deserteure, die nach Württemberg hereinkamen, wurden gemäß herzoglichem Befehl ohne weiteres zum Kriegsdienst gepreßt. Wer nicht wollte, wurde so lange gezwiebelt, bis er mürbe war. So ging es auch drei Handwerksburschen, die mit Steining er zusammen in Stuttgart dem Herzog Karl vorgeführt wurden. Diese armen Teufel wollten nicht anbeissen. Da ließ sie der Herzog nach seiner Manier in einem Kerkerloch einsperren, das trotz der heißen Bitterung tüchtig geheizt wurde. Hier mußten sie bei einem Minimum von Wasser und Brot so lange schwitzen, bis sie sich ins Unabänderliche fügten. Steining er machte keine Umstände und wurde als Lambour dem Regiment des Obersten Nieger zugeteilt, des grausamen Kommandanten von Hohenasperg, unter dem Schubart zu seufzen hatte. Nach dieser Festung mußte Steining er also hin und bekam 7 Fl. 30 Kr. Handgeld, die er alsbald, um nach militärischer Sitte sein Glend zu verkaufen, in Wein umwies. Als er abends etwas benebelt zu Bette ging, gab er den unvorsichtigen Stohlfenzer von sich: „Hier liegt auch für 7 Fl. 30 Kr. Ware!“ Diese Kritik militärischer Einrichtungen hätte ihm ums Haar die erste Tracht landesüblicher Stochiebe eingetragen. Glücklicherweise unterließ der Feldwebel die angedrohte Meldung der Sache. Nun war Steining er also wohlbestallter Festungssoldat auf Hohenasperg. Man könnte gerade so gut sagen: Festungsgefangener. Durste doch kein Soldat die Wälle der Festung verlassen, damit dem Desertieren vorgebeugt werde. Diese Inhaftierung mußte ja nun die Leute erst recht auf verzweifelte Einfälle bringen. Daher suchte Oberst Nieger für Zerstreungen zu sorgen. Er gab ausgiebige Gelegenheit zum Trinken und Tanzen, wozu die zahlreichen verheirateten Soldaten den übrigen ihre Frauen herleihen mußten. Die soliden Ehemänner pflegten ihre besseren Hälften frühzeitig zu Bett zu holen. Das buldete aber Nieger nicht. Wenn er nachts zu seinen Leuten kam und die Tänzerinnen verschwunden fand, so beorderte er: „Im Augenblick geht fort und holt sie aus den Betten! Sie sollen auf der Stelle kommen oder ich jage sie morgen samt und sonders zur Festung hinaus“. Und dann ward bis zum Morgen das Tanzbein geschwungen. Dem Wunsche Niegerts, seine Soldaten zu zerstreuen, verdankte nun auch der arme Schubart vorübergehende Erleichterungen seines traurigen Loses. Es ward ihm nämlich gestattet, aus den gedewtesten Leuten der Besatzung — Steining er darunter — eine Schauspielertruppe zu bilden, die von Schubart gedichtete Stücke auf einer improvisierten Bühne spielte. Manchmal war ein ganz erlebtes Publikum zugegen: der Herzog selber genierte sich nicht, den Vorstellungen seines Opfers manchmal beizuwohnen, ohne daß er sich hätte erweichen lassen. Treue Freunde hatte Schubart

an den Soldaten, mit denen er spielte: „Wir hingen an ihm“, sagt Steiningcr, „und er liebte uns wie seine Kinder.“ Nach der Vorstellung rechte er mit ihnen: befanntlich hatte er eine nur zu dürstige Kehle. Dabei sang er Schelmenlieder, die er gedichtet und komponiert hatte.

Nicht immer hatte Steiningcr es so gut. Hier ist ein Proböchen on der Kehrseite. Auf Wache giebt ihm einmal der Unteroffizier drei Schläge. Das Blut kocht ihm. Er wirft die Trommel fort und verweigert den Gehorsam, wird arretiert und bekommt auf Niegers Befehl vierzig Stockhiebe aufgezählt. Andreu Tages mußte gerade ein anderer Soldat Spiehruten laufen. Während des scheußlichen Vorganges tritt Nieger an Steiningcr heran und meint jocular: „Nicht wahr, das hättest Du gestern auch verdient?“ Zu seinem Glück sagte Steiningcr „Ja“, sonst würde ihn Nieger ohne weiteres in die „Gasse“ geschickt haben; so lachte er und ging weiter. Steiningcr war gewiß froh, als er nach etlichen Jahren vom Hohenasperg fortgenommen und unter die herzogliche Leibwache in Hohenheim gesteckt wurde. Als seine Kapitulation abgelaufen war, ließ er sich durch das angebotene Handgeld verlocken, wieder Dienst zu nehmen. Mit den erhaltenen neun Gulden ging's natürlich strads in die Kneipe, wo er mit ein paar andren Leuten verabredete, zu desertieren: in Pforzheim wollte man badisches Handgeld nehmen. Indes der Fluchtversuch glückte nicht. Steiningcr wird nach einigem Widerstande gefaßt und vom Herzog mit den lebenswürdigen Worten begrüßt: „Bei' er fleißig; morgen wird er g'hent!“ Nur der Fürbitte der herzoglichen Maitresse verdant er die „Wegnadigung“ zu sechsunddreißigmaligem Spiehrutenlaufen durch eine Gasse von 300 Mann und zu Festungsarbeit auf unbestimmte Zeit. Er wird nach dem Hohenasperg geschickt, übersteht die barbarische Prügellei auf den nackten Leib und wird also, nachdem im Spital seine Wunden geheilt worden sind, ins Sträflingshaus transportiert. Ein Schmied legt ihn in Kugelbelastete Hand- und Fußketten, die nicht nur Hand mit Hand, Fuß mit Fuß, sondern auch Hände und Füße miteinander so verbinden, daß er beim Essen den Fuß mitheben muß. Also ausgerüstet schuftet er dann zweieinhalb Jahre lang auf Festung. 1787 gab ihm die Hagbier Herzog Karls eine Chance zu entkommen. In diesem Jahre verkaufte bekanntlich der biedere Landesvater einen Teil seiner Truppen an die Holländer, nach dem Kap der guten Hoffnung. Je größer die Zahl, um so größer der Profit. Karl suchte also auf alle Weise die Zahl zu vermehren und verfiel auf den Gedanken, den Festungssträflingen auf Hohenasperg Wegnadigung anzubieten, wenn sie nach dem Kap mitziehen wollten. Steiningcr machte sich das Angebot zu nütze, obwohl er nicht im Kraume die Absicht hegt, Südafrika zu sehen. Die Fahne wird über ihm geschwenkt, um ihn wieder ehrlich zu machen, und so geht es unter dem Gesang von Schubarts berühmtem Kaplied wieder in die weite Welt hinaus. In Sedan bot sich die ersehnte Gelegenheit zum Desertieren, und so erlang Steiningcr in demselben Jahre 1787 seine Freiheit, das seinen Leidensgefährten Schubart der Freiheit wiedergab. —

**Astronomisches.**

— Vom Planeten Saturn. Ein astronomischer Mitarbeiter schreibt der „Frankfurter Zeitung“: Abends, wenn es dunkelt, sieht man jezt weit rechts von dem strahlenden Jupiter, der im Südosten sich erhoben hat, fast genau im Süden den Planeten Saturn. Auf diesem entdeckte Barnard, der an der Yerkes-Sternwarte bei Chicago thätig ist, am 23. Juni dieses Jahres einen hellen weißen Fleck inmitten der nördlichen Halbkugel des Planeten. Dieser Fleck ist seitdem vielfach beobachtet worden und hat zu einer interessanten Entdeckung über die Umdrehungszeit des Saturn geführt. Neun Astronomen beobachteten in 18 verschiedenen Nächten scharf die Zeiten, wo der Fleck infolge der Rotation des Saturn für uns genau in der Mittellinie der abgeplatteten Planetenscheibe zu stehen kam. Es ergab sich, daß Barnards Fleck in 10 Stunden 38 Minuten eine Umdrehung vollführte. Nun ist seit langem bekannt aus der Beobachtung von Flecken in der Nähe des Saturnäquators, daß Saturn selbst, resp. diese Flecken am Äquator, in 10 Stunden 14<sup>10</sup>/<sub>100</sub> Minuten rotieren. Sonach bewegt sich der neue weiße in beträchtlicher nördlicher Breite gelegene Fleck langsamer als jene und die Oberfläche des Saturn kann demnach nicht fest sein, da für eine starre Kugel eine einheitliche Umdrehungszeit gilt. Wir sehen auch überhaupt wohl gar nicht auf die direkte Oberfläche des Saturn hinab, sondern sehen über dieser stets dicke Wolken lagern und diese nehmen nicht gleichmäßig an der Umdrehung der festen Planetenkruste (wenn eine solche überhaupt schon existiert) teil, sondern bleiben gegen dieselbe zurück und zwar um so mehr, je weiter sie vom Äquator nach den Polen zu liegen. Eine ähnliche Erscheinung ist auf dem Jupiter bekant, nur ist dort die Verzögerung nicht so beträchtlich und die Sonne rotiert ebenfalls in höheren Breiten bedeutend langsamer, als am Äquator — hier braucht sie 25<sup>10</sup>/<sub>100</sub> Tage, unter 70 Grad Breite aber 37<sup>10</sup>/<sub>100</sub>. Es sehen also, die beiden großen Planeten, Jupiter und Saturn, die selbst wieder Centralkörper reicher Trabantenysteme sind, in diesem Punkte mit dem Hauptkörper des ganzen Systems auf gleicher Stufe. —

**Humoristisches.**

— Aus einer Gemeindefizung. In der Gemeinde Schlaufhausen legt der Gemeindefchreiber dem Bürgermeister die von ihm gefertigte Gemeinberechnung zur Unterschrift, behufs Ueber-

sendung an das Bezirksamt, vor. Wie der Bürgermeister die Zahlen sieht, sagt er: „Obermoser, da hast D' Di' verrechn't — so viel hamma mer net aus'geb'n!“

„Bürgermeister, dös hab' i' aa' scho' g'merkt; aber unterschreib' nurl! Die san do' froh, wenn s' was find'n — die Nullas tupsa!“ —

— Aus der Artgeschlagen. (Der frühere Brauereibesitzer, nunmehrige Privatier Darlhuber, trifft in der Stadt mit einem alten Bekannten zusammen, der sich u. a. auch nach dem Kinde r'n Darlhubers erkundigt.) ... Der Älteste, der Franzl, sagt dieser, „hat seine elterliche Brauerei übernommen, der Mayr iss Braumeister in München, und die Genzi hat in den Kapuzinerbräu 'neing'heirat'. Alles wär' gut! Bloß die Jünger, die Rosa, hat mit schmere Sorgen g'macht — die ist völlig aus der Art g'schlag'n!“

„Was D' net sagt! Die Rosa ist doch alleweil so ein braves Mäd'l g'wesen! ... Was ist denn nachher mit ihr?“ — „Was wird mit ihr sein? Dent' Dir nur: 'n Direktor von einer Wasserheilanstalt hat s' g'heirat'!“ —

— Von der Lokalbahn. Schaffner (auf der Endstation): „Alles aussteigen!“

Der einzige Passagier: „Jezzas, wie der wieder renommiert!“ — („Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Der „Simplicissimus“ erhält vom 1. Oktober ab eine „schwarz-weiße“ Beilage politischen und sozialen Inhalts; der Preis der Einzelnummer wird gleichzeitig um fünf Pfennig erhöht. —

— Ein neues fünfaktiges Drama von Gerhart Hauptmann, „Rosa Bernd“, gelangt demnächst im Deutschen Theater zur Aufführung. —

— Emil Rosenows Komödie „Kater Lampe“ geht bereits am 25. d. Mts. im Berliner Theater in Scene. —

— Max Halbes neues Drama „Der Strom“ erlebt am 17. Oktober im Wiener Burgtheater die Erstaufführung. —

— Friy Lienhards dramatische Dichtung „Gottfried von Strazburg“ ließ bei seiner Erstaufführung im Karlsruher Hoftheater das Publikum lait. —

— „Der gnädige Herr“, ein Schauspiel der verstorbenen Elisabeth Meyer-Förster, wird am 21. September erstmalig im Hamburger Schauspielhause gegeben werden. —

sz. Einer der genialsten und im Zusammenhange damit wenigst gekanteten Künstler ist vorgestern (18. September) in Hamburg gestorben: der Komponist Theodor Kirchner. Am 10. Dezember würde man seine achtzig Lebensjahre gefeiert haben. Sein Lebensgang ist anheimend durch nichts merkwürdig geworden, was über den gewöhnlichen Musikantenlauf hinausgeht. Geboren in Neulichen bei Chemnitz, Schüler in Leipzig und Dresden, Musiklehrer u. dergl. an verschiedenen Orten. Er schrieb für eines der unfeinsten Instrumente die feinsten Werke. Miniaturstücke für Klavier, unter verschiedenen Titeln, wie „Albumblätter“ u. dergl., sind sein eigentliches Lebenswerk; etliche Kammermusik und Lieder kommen noch dazu. Wie dieser Einsamkeitsmann das Gewebe eines solchen — meist ganz kurzen — Stückes schuf, ohne irgend welche Füllsel, Redewendungen oder Gefälligkeiten gegen äußeres, das ist durchaus die Sprache eines, der Schritt für Schritt etwas zu sagen hat, was andre nicht sagen, was andre nicht erwarten, und was andre nur würdiger, wenn sie der Kunst so hingegeben sind, wie sein Vorbild es heischt. Darum hörte man von ihm selten etwas, weder im öffentlichen noch im privaten Musikleben. Daß er vorwiegend in einer unscheinbaren und von Andersartigem beherrschten Form gearbeitet hat, ist allerdings sein Schaden und ein Verlust für die Kunst geworden. —

— In Oldenburg wird eine Musik-Akademie errichtet; als Leiter wird Willy Burmeister genannt. —

— Eine freie Vereinigung botanischer Systeme-mathiker und Pflanzengeographen hat sich in Berlin gegründet. —

— In Alexandrien hat man einen Stein gefunden, aus dessen Inschrift das Bestehen einer alexandrinischen Müller-Znnung im dritten vorchristlichen Jahrhundert hervorgeht. Es handelt sich um die „Duraklopper“, die unsern Müllern entsprechen; den Ägyptern war nämlich die Mühle unbekant; das Korn wurde von ihnen in Mörfen gestampft. —

c. Ein neuer Drehleuchtturm, dessen Licht eine Stärke von einer Million Kerzen haben und auf eine Entfernung von 40–50 Meilen in das Meer tragen soll, wird vom 1. Oktober die beiden Feuer ersehen, die gegenwärtig auf Kap Lizard (Südwest-England) sind. Der neue Leuchtturm wirft alle fünf Sekunden einen Lichtblitz. —

— Zur Brombeerwein-Vereitung wird in der „Leipziger Zeitung“ das folgende im Vogtlande erprobte Rezept empfohlen: Man kocht 5 Liter reife, tiefschwarze Brombeeren mit 1 Liter Honig und 5 Liter leichtem Weiswein untereinander, schäumt es ab, nimmt die Mischung vom Feuer und feiht sie durch ein Tuch; dann läßt man sie gären, siedet sie nochmals auf; ist das Ganze schließlich in einem reinen Fäßchen vergoren, so ist der Brombeerwein fertig. —